

Unter der Altersschwelle

PORTRÄT: Golo Schultz aus Speyer ist Filmproduzent und Komponist – Sein zweiter Spielfilm „Tiger Girl“ läuft heute in den Kinos an

VON ANDREA DITTMEN

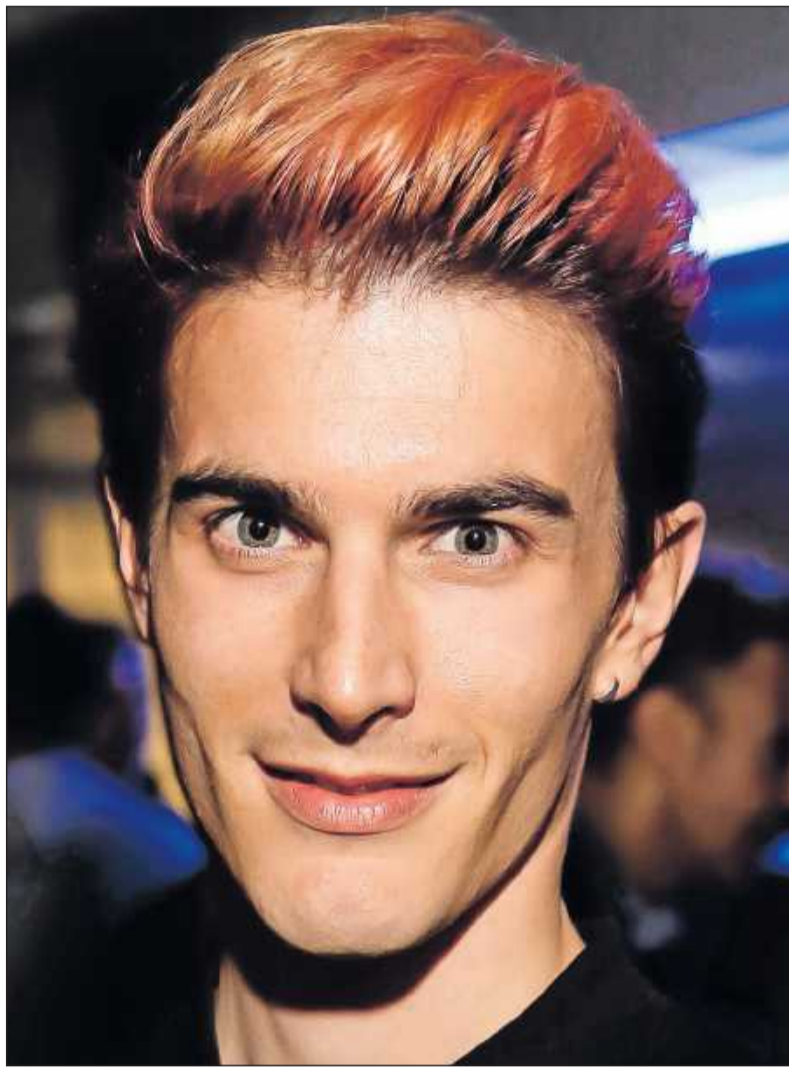
Vor drei Jahren war er als Produzent des Films „Love Steaks“ für den Deutschen Filmpreis nominiert. Da war er gerade mal 24 und hatte grüne Haare. Jetzt ist er 27, und seine Haare sind eher pink. Sein neuer Film „Tiger Girl“ sorgt für noch mehr Aufmerksamkeit, denn es geht um Gewalt. Um gewalttätige Mädchen. Golo Schultz aus Speyer produzierte ihn und schrieb die Musik.

Ihn zu erwischen, ist schwer, er ist viel unterwegs. Das Interview findet statt, während Golo Schultz im ICE von einer Vorpremiere in München zurück nach Berlin fährt. Sieben Mal bricht die Verbindung ab. Golo Schultz ist geduldig, obwohl das gar nicht zu ihm passt. „Ich bin immer sehr schnell. Das ist ein Phänomen der Generation Y, die immer selbstoptimiert zu schnell unterwegs ist“, sagt er und lacht.

Sein Lebenslauf gibt ihm recht. 1990 in Speyer geboren, hielt er es nicht mal bis zum Abitur da aus. Was tat er in Speyer? „Zur Schule gehen ins altsprachliche Gymnasium, Latein lernen, Messdiener sein, brav sein.“ Und Klavier spielen. In der sechsten Klasse bestand er die Aufnahmeprüfung für das Landesmusikgymnasium Rheinland-Pfalz. Das bedeutete: ab nach Montaubaur ins Internat.

Fünf Stunden pro Woche Hauptfach Musik, dreimal die Woche Instrumentalunterricht, dazu Ensembles, Bigband, Orchester, Kompositionsunterricht. „Das volle Programm, eine duale Ausbildung“, meint er. Mit 13 spielte er in St. Petersburg bei einem Wettbewerb. Er hatte eine Hip-Hop-Band, eine Pop-Band, eine Jazz-Combo. Auf seiner (englischen) Webseite liest sich das so: „Golo grew up in the German countryside, practising his instruments and gathering experience“ (Golo wuchs im ländlichen Deutschland auf, übte auf seinen Instrumenten und sammelte Erfahrungen).

Mit dem Abitur in der Tasche war er schon auf der Überholspur: Den Jungstudentenplatz an der Kölner Musikhochschule für Jazzklavier konnte er nicht angetreten, „weil kein Platz war“. Dafür das Aufbaustudium an der Hochschule für Musik in Hamburg. Doch 2009, nach einem Jahr, zog er schon weg nach Berlin – wegen der Band Eisblume. Da spielte er Keyboard. Der Stil? „Ich nenne es Schweinepop. Es war wit-



„Ich fühle mich als Filmemacher“: Golo Schultz bei der Premiere von „Tiger Girl“ im Februar bei der Berlinale. FOTO: MARKUS NASS/CONSTANTIN FILM

zig. Danach war ich ausgebrannt“, sagt er. Zur Erholung ging er mit einem Freund nach Südafrika und produzierte mit ihm sein erstes Musikvideo: „Yes We Ken“. Weitere in Deutschland folgten. „Ich habe mich gleich selbstständig gemacht, eine Firma angemeldet und auf eigene Rechnung Musikvideos produziert.“ Auf YouTube kann man sie sehen: „Immer wenn es dunkel wird“ von Juli, „Mein Herz bleibt hier“ von Madsen, auch Avantgardistisches in Schwarzweiß wie „Mauer“ von der Band Fotos. Damit bewarb er sich an der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin (DFFB) und der Filmuniversität Babelsberg in Potsdam. Die DFFB hätte ihn gerne genommen, „aber sie durften

nicht, weil ich zu jung war, da habe ich die Altersschwelle nicht erreicht.“

Also ging der 21-Jährige nach Potsdam. Er wurde Film- und Fernsehwirt. „Wenn man kreativ und wirklich frei sein will, muss man die Geschäftsseite mitdenken“, begründet er seine Wahl. Das Unternehmertum war dem Sohn eines Anwalts und einer Vertriebsfachfrau und Malerin von klein auf vertraut: Sein Großvater hatte in Speyer eine Schleifmaschinenfirma.

Golo Schultz lernte und produzierte noch im Studium seinen ersten Spielfilm „Love Steaks“ mit Ines Schiller, seiner Freundin, als zweiter Produzentin. Regisseur war Jakob Lass. Auch beim nun zweiten, „Tiger Girl“, führte Lass

Regie. Schultz und Schiller produzierten. Wieder unter dem Signum Fogma. Abgeleitet von „Dogma“, der dänischen Filmbewegung, die Lars von Trier ins Leben rief. Bei Fogma geht es um Regeln fürs Filmemachen. Eine der zwölf Fogma-Regeln, die Schultz miterfand: „Fogma akzeptiert keine Nettigkeiten aus sozialer Faulheit“. Ein schöner Satz, findet Schultz.

Doch all das reichte dem Multitalent nicht wirklich. „Ich habe immer auch gekämpft, war im Senat, im Fakultätsrat, in Ausschüssen. Das soziale Engagement gehört dazu – und die Politik. Alles was wir tun, ist politisch“, ist er überzeugt.

Bei „Tiger Girl“, war er als kreativer Produzent dabei, so wie früher Bernd Eichinger bei seinen Filmen. Nur, dass es bei Schultz mehr die Musik ist, um die er sich kümmert. Die Hälfte entstand vor und während des Drehs. Die Musik wurde auf dem Set eingespielt und beeinflusste die Schauspieler beim Finden der Figuren, denn vieles ist improvisiert. So laufen Tiger und Vanilla, die gewalttätigen Mädchen, mit dem Baseballschläger in Zeitlupe zu einem Westerntema durch die Straßen und hauen Autos kaputt. Der Soundtrack wird auch herauskommen – als Schallplatte! „In unserer digitalen schnelllebigen Welt haben Sie dann etwas in der

Hand. Das hat mehr Wertigkeit, mehr Haptik, mehr Geschichte“, sagt der junge Mann, der stets mit ungewöhnlichen Ideen und Taten verblüfft.

Jetzt kommt „Tiger Girl“ ins Kino. Mit 50 bis 60 Kopien. „Es soll kompakt bleiben, denn man braucht einen guten Kopierschnitt, damit die Kinos den Film weiterspielen und wir weiter wachsen können.“ „Love Steaks“ war noch bei einem kleinen Verleih in Mannheim, „Tiger Girl“ ist bei der großen Constantin. Schultz will den Film, der im Februar das Panorama der Berlinale eröffnete, weiterhin international auf Festivals bringen. Wenn man ihm zuhört, weiß man, dass er das auch schaffen wird.

Zum Film: „Tiger Girl“ – Er provoziert wie kein Zweiter

„Macht kaputt, was euch kaputt macht“, war der Anarcho-Song aus den 70ern von Ton Steine Scherben, der damals Jugendliche zu allerlei schwachsinnigen Aktionen gegen das Kapital und die bürgerliche Gesellschaft brachte, wie Mercedes-Sterne von Autos abzubrechen. Tiger, die Hauptfigur aus „Tiger Girl“ von Jakob Lass, ist von diesem Geist geprägt. Sie hat kein Geld, keine Familie, geht weder zur Schule noch arbeiten, lebt in einem Wohnwagen und ist allzeit gewaltbereit – wenn es um soziale Ungerechtigkeit geht. Als Maggie, eine junge Frau, die gerade durch die Prüfung bei der Polizeifachschule geseigt ist, sich ärgert, weil eine ältere Dame im Luxusauto so breit parkt, dass sie keinen Platz mehr hat, haut Tiger den Spiegel des Luxuswagens ab, damit Maggie Platz hat, um ihr kleines Auto daneben zu stellen. Soweit die Reminiszenz an die wilden 70er.

Die wahre Provokation fängt erst danach an. Denn Maggie findet die Aktion von Tiger toll, sie will auch zuschlagen und heuert als Lehrling bei einem Sicherheitsdienst an. Aus dem so lieb und nett aussehenden blonden Mädchen wird eine Kämpferin, die viel schlimmer ist als Tiger. Denn Maggie will keine soziale Gerechtigkeit, sie haut aus Spaß zu. Sie wird die Freundin von Tiger, die nebenbei ihre perspektivlosen jungen Freunde in der Bauruine – alles Jungs – mit erbeutetem Geld unterstützt, damit die sich Drogen kaufen können. Das wird leichter, als Vanilla, wie Maggie nun heißt, Tiger auch eine Sicherheitsuni-

form besorgt. Fortan bestehen sie im Duo ausländische Touristen und geben sich als Kaufhaus-Security aus. Sie zwingen dabei schon mal einen Mann dazu, sich nackt auszuziehen, um ihm sein Geld abzunehmen. Und bald rastet Vanilla vollends aus. Sie haut einfach so einem Passanten die Nase blutig. Da platzt selbst Tiger der Kragen.

Die beiden schlimmen Mädchen sind das Beste und Provokanteste, was dem deutschen Kino zurzeit passiert. Wäre der Film ein animierter Comic, würde sich niemand aufregen. Wären

die Mädchen Jungs, auch nicht. Würde er nicht im wilden Berlin spielen, wo Ähnliches tatsächlich passiert, auch nicht. Denn der Knackpunkt dieser Action-Fantasie, die Lass als „Martial Art-Haus“ bezeichnet, ist, dass der Bezug zur Realität möglich ist – viel mehr als beim x-ten „Fast and the Furious“, der Vergleichbares mit Männern zeigt.

Auf jeden Fall ist es ein Film, der zur Diskussion über Politik, Moral und Geld herausfordert. Das gab es seit dem frühen Rainer Werner Fassbinder nicht mehr. [Andrea Dittgen]



Die eine wehrt sich gegen Ungerechtigkeit, die andere findet bald einfach Spaß an Gewalt: Tiger (Ella Rumpf, rechts) und Maggie, die sich zur aggressiven Vanilla wandelt (Maria Dragus). FOTO: CONSTANTIN FILM/FOGMA

Frauen-, Männer-, Heimatbilder

E-MAIL AUS PALATINA: Zwei kleine, feine Ausstellungen im Wadgasserhof am Rand der Kaiserslauterer Altstadt



Von der alten Heimat blieben nur die Smartphone-Bilder, die von der neuen kamen dazu. FOTO: BRENNER/FREI

Irgendwann war das Gebäude einmal der Wirtschaftshof einer Prämonstratenserabtei, von der es den Namen behalten hat: Wadgasserhof. Es steht am Rand der Kaiserslauterer Altstadt und führte lange ein Schattendasein – jedenfalls im Vergleich zum gegenüberliegenden Theodor-Zink-Museum. Gemeinsam firmieren die beiden jetzt unter dem Namen Stadtmuseum. Im Wadgasserhof selbst gibt es immer mehr kleine, aber feine Ausstellungen – derzeit sogar zwei, die den Weg lohnen.

„Alte Heimat – Neue Heimat“ heißt die Ausstellung von Thomas Brenner, der in der ganzen Pfalz mit seinen Fotos von Flüchtlingen und denen, die sie willkommen hießen, Aufmerksamkeit erregt hat. Jetzt hat er nicht selbst zur Kamera gegriffen. Zu sehen sind – auf stilisierten Weltkarten – Fotos, die Geflüchtete auf ihren Smartphones aus ihrer alten Heimat mitgebracht haben: oft das einzige, was ihnen geblieben ist. Aber auch Bilder von ihrer ersten Zeit in der neuen Heimat: Selfies mit Freun-

den, in der neuen Umgebung. Sehr persönliche, oft anrührende Schicksale von jungen Menschen, meist Männer, die – vielleicht – angekommen sind...

Schon länger zu sehen und jetzt sogar verlängert ist die Ausstellung der in Kusel lebenden Französin France Kermer: Frauenbilder diesmal. Manchmal grotesk, radikal, mal komisch, manchmal auch zornig, aber nie wirklich böse, so als ob die Malerin den Männern dieser Welt mal gehörig die Meinung zeigen wollte. Eine erstaunliche Vielfalt an Weiblichkeit ist da versammelt.

Ob Männer oder Frauen: Der Weg durch die Steinstraße lohnt nicht nur wegen der lauschigen Innenhöfe der Häuser, sondern auch wegen dem, was dann drinnen zu sehen ist. [g]

DIE AUSSTELLUNGEN

– Thomas Brenner: „Alte Heimat – Neue Heimat“, bis 28. Mai.
– France Kermer: „Frauenbilder“, bis 21. April, mittwochs bis freitags 10-17 Uhr, samstags und sonntags 11-18 Uhr.



France Kermer vor einer Wand mit Ideenskizzen, aus denen dann ihre Bilder wurden. FOTO: GIRARD

Chefdirigent gefunden

Teodor Currentzis leitet SWR Symphonieorchester

Der 45-jährige Teodor Currentzis wird erster Chefdirigent des neuen SWR Symphonieorchesters. Der Grieche mit russischem Pass übernimmt ab der Spielzeit 2018/19 die Leitung des aus der Fusion des SWR-Sinfonieorchesters Baden-Baden und Freiburg sowie des Radio-Sinfonieorchesters Stuttgart entstandenen Orchesters, teilte der SWR gestern mit.

Teodor Currentzis gilt als Exzentriker und arbeitet seit 2011 als Musikdirektor am Opern- und Ballett-Theater im sibirischen Perm. In der Millionenstadt 1000 Kilometer nördlich von Moskau leitet er das von ihm gegründete, preisgekrönte Orchester MusicAeterna. Mit ihm war er zuletzt im März zu Gast in Mannheim, wo er sich als Geschwindigkeitsfanatiker mit Hang zu großen Gesten präsentierte (wir berichteten am 18. März). Im Sommer wird er mit seinem MusicAeterna-Ensemble Mozarts „La Clemenza di Tito“ bei den Salzburger Festspielen herausbringen.

Currentzis, der in Athen und St. Petersburg studiert hatte und von 2004 bis 2010 an der Oper in Nowosibirsk Chefdirigent war, ist 2016 von der Zeitschrift „Opernwelt“ zum Dirigenten des Jahres gewählt worden. Das frühere SWR-Sinfonieorchester Baden-Baden und Freiburg kennt er bereits: Ab 2011 war er Erster Gastdirigent des Klangkörpers.

Auch das Radio-Sinfonieorchester Stuttgart hatte er wiederholt dirigiert. „Für mich ist es von besonderer Bedeutung, den Reichtum beider Ensembles-Traditionen aufzugreifen und das neue Orchester aus dem Besten der beiden Klangkörper zu gestalten“, sagte er laut SWR zu seiner Berufung. Kommen- de Saison soll er bereits mit dem fusionierten Orchester mit Bruckners 9. Sinfonie zu erleben sein. [rhp]

Lieder der Sehnsucht

ANGESPIELT: Der Bariton Benjamin Appl stellt seine CD „Heimat“ vor – Liveauftritt beim Festival „Heidelberger Frühling“ am 23. April

VON FRANK POMMER

Eine neue Stimme präsentiert sich auf dem Label Sony mit dieser CD: Der Bariton Benjamin Appl hat seine Sammlung von Liedern aus der Feder von Franz Schubert, Johannes Brahms, Hugo Wolf, aber auch von englischen Komponisten wie Benjamin Britten mit „Heimat“ übersrieben. Begleitet wird er von dem Pianisten James Baillieu.

Lieder-Zyklen folgen ja, bei aller Zufälligkeit ihrer Zusammenstellung, dann doch auch einer Dramaturgie. Am konsequentesten vielleicht in Franz Schuberts „Winterreise“, bei der wir ein von der Liebe und dem Leben enttäuschtes lyrisches Ich durch eine Winterlandschaft der Seele begleiten. Bis hin zur Selbstauslöschung.
Der 34-jährige Benjamin Appl, der

zu den Regensburger Domspatzen gehörte und an der Bayerischen Theaterakademie August Everding sowie an der Guildhall School of Music and Drama in London studierte, hat sich seinen Zyklus quasi selbst zu-recht geschmiedet. Seine erste bei Sony erschienene, insgesamt dritte Solo-CD als Liedsänger versammelt deutsche Lieder von Franz Schubert, Johannes Brahms, Hugo Wolf oder auch Franz Schreker und Richard Strauss und kombiniert sie mit englischen Songs von Benjamin Britten, Ralph Vaughan Williams oder auch Peter Warlock.

Das verbindende Thema lautet: „Heimat“, wie der Titel vorgibt. Es ist eine in der Natur erlebte, empfundene Heimat wie in Wolfs Frühlingslied „Er ist's“, oder das Gefühl des Heimatverlustes wie in Schuberts „Der Wanderer“ mit der erschütternden Zeile aus dem Gedicht von Georg



Nicht nur Opern- und Liedsänger, sondern auch studierter Betriebswirt: Benjamin Appl, 34, neu bei Sony unter Vertrag. FOTO: FALK KASTELL

Philipp Schmidt von Lübeck: „Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück.“

Die Wendung ins englische Repertoire begründet der Sänger mit seiner Biografie, schließlich habe er in England, genauer in London, eine zweite Heimat gefunden, erzählt er im Booklet zur CD. Deshalb also Henry Bishops „Home, sweet home“ oder Peter Warlocks „My own country“.

Appl erweist sich bereits als souveräner Liedgestalter. Er erzählt uns Geschichten, lässt uns teilhaben an den Ängsten, Sehnsüchten, den Verletzungen, aber auch den Hoffnungen des jeweiligen lyrischen Ichs. Manchmal findet er einen wunderbaren lyrisch geprägten, sauber geführten Volksliedton, hin und wieder rutscht das aber in zu große Emphase ab. Da ist die sängerische Geste dann weit größer als die inhaltliche Aussage.
Dennoch gelingen Benjamin Appl

und seinem Begleiter James Baillieu äußerst intensive Interpretationen, beispielsweise mit „Ich weiß bestimmt, ich werd' dich wiedersehen“ von Anton Strauss. Das wirkt zunächst wie ein Schlager aus den 1920ern, bekommt aber eine geradezu erschütternde Wirkung, wenn man weiß, dass dieser leicht melancholisch angehauchte Tango im KZ Theresienstadt entstanden ist, wo der Komponist auch 1944 ermordet wurde.

KONZERT- UND CD-TIPP

– Der Bariton Benjamin Appl stellt, begleitet von James Baillieu, das Programm seiner CD auch beim Liedrecital beim Festival „Heidelberger Frühling“ am Sonntag, 23. April, in der Alten Aula der Universität vor. Das Konzert beginnt um 16 Uhr.
– Benjamin Appl (Bariton), James Baillieu: „Heimat“, Lieder von Schubert, Brahms, Wolf und anderen. Erschienen bei Sony.